

Was hat uns Bismarck heute zu sagen?



Rede

bei der hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt
Bismarcks

in dem

Königlichen Wilhelmsgymnasium

gehalten von dem

Direktor **Ernst Wagner.**



Beilage zum XL. Jahresbericht
über das Kgl. Wilhelmsgymnasium zu Königsberg i. Pr.

Königsberg i. Pr. 1915.

Hartungsche Buchdruckerei.

1915. Progr.-Nr. 10.

940
25 (1915)

Um das Auffinden der für die Zusammenstellung herangezogenen Aussprüche Bismarcks zu ermöglichen, sind die Tage, an welchen er sie getan hat, am Rande angegeben.

Landes- u. Stadt-Bibl.
Düsseldorf

44.9.304

„O Schicksal, gib uns Einen, Einen Mann!
Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner!
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Dafs er die Zeit, den tollgeword'nen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel.“

So flehte der Herold des deutschen Reiches, der Dichter Emanuel Geibel in seinem Sonett „Zum Himmel bete, wer da beten kann“ im Jahre 1844 und ahnte nicht, dafs dieser Mann schon bereit stand, ein unbekannter, noch nicht 30jähriger Landwirt, Otto von Bismarck, der nach kurzer Tätigkeit im Staatsdienst als Assessor das Stammgut der Familie, Schönhausen in der Altmark, für den erkrankten Vater bewirtschaftete.

Man muß das ganze Elend jener Zeiten kennen, in denen Worte als Taten galten, um die Sehnsucht nachzuempfinden, die aus Geibels Gebet herauftönt, und den ganzen Jubel unserer Väter, Eurer Großväter, meine lieben Schüler, als nun in den großen Jahren 1864 bis 1871 „Erfüllung, des größten Vaters schönste Tochter“, zu dem deutschen Volke herniederstieg. Dem Dichter Geibel, auf den die Modelaune des heutigen Zeitgeschmacks hochmütig herabschauen zu dürfen meint, ihm soll es unvergessen sein, dafs er den Gewaltigen vorausverkündete, den Nibelungenenkel, dafs er, ein Dichterprophet, schon damals erkannte, dafs nur mit Schwerterstreichen und Blut die Not der Zeit geheilt werden könne: „Deutschland ist totkrank — schlägt ihm eine Ader!“ Ich kann Euch, meine lieben Schüler, gerade in unseren Tagen seine Zeitgedichte nicht genug empfehlen — sie wirken wie ein Stahlbad —, aber heute gilt es, eine andere Gestalt vor Euren Augen heraufsteigen zu lassen, eben den Grofsen, der des Dichters Gebet erfüllte, der, was der Dichter gehant, in der ersten Rede, die er als Minister hielt, als Motto gewissermaßen seiner ganzen politischen Tätigkeit das Wort vorausschickte: „Nicht durch Reden und Majoritäts-

24. 9.—28. 9.
1862

Was er für unser Vaterland getan, was er für die Welt bedeutet, das lehrt Euch, meine lieben Schüler, die Geschichte; wie sein Lebensgang war, das mögt Ihr aus einer der zahlreichen Schriften entnehmen, die zur Hundertjahrfeier seines Geburtstages, des 1. April 1815 erscheinen; was für ein frommer, warmherziger und liebenswerter Mensch er gewesen ist, das leset in seinen Familienbriefen nach, die zu den edelsten Schätzen unserer Literatur gehören; es ist unmöglich, das alles in einer kurzen Darstellung so zusammengedrängt auszusprechen, daß wirklich etwas davon in Euren Seelen haften könnte, zumal unter den überwältigenden Eindrücken der ungeheuren Ereignisse des Weltkrieges, der uns umtobt.

Wenn ich versuchen wollte, Eure Aufmerksamkeit von der Gegenwart ab auf eine Vergangenheit zu lenken, so ruhmvoll und groß sie auch war, ich würde die heutige Feier ihrer besten Wirkung selbst berauben, darum meine ich, wir feiern den großen Gedenktag, mit dem Eure Osterferien übermorgen beginnen werden, am besten, wenn wir in der gewaltigen Gegenwart bleiben und uns aus Bismarcks Reden klar machen, daß er uns nicht gestorben ist, daß er noch heute und gerade heute zu uns redet, machtvoll und lebendig. Gebe Gott nur, daß das deutsche Volk seine Stimme höre, heute und immerdar!

Wie ist der furchtbare Krieg, der die ganze Welt in Brand zu setzen droht, entstanden? Bismarck hat es vorausgesehen. Wie oft hat er es ausgesprochen, daß Deutschland friedfertig sei und keinen Krieg wolle!

9. 2. 1876 „Wir haben nichts zu erobern, nichts zu gewinnen, wir sind zufrieden mit dem, was wir haben, und es ist Verleumdung, wenn man uns irgendeiner Eroberungssucht, einer
11. 1. 1887 Ausdehnungssucht beschuldigt.“ „Wir gehören zu den — was der alte Fürst Metternich nannte: saturierten Staaten; wir haben keine Bedürfnisse, die wir durch das Schwert erkämpfen könnten“, und noch heute, 44 Jahre nach 1871 gilt, was der Kanzler 16 Jahre nach dem französischen Kriege sagte, daß die Politik des deutschen Kaisers nach jedem unbefangenen Urteil friedliebend bis zum Äussersten gewesen
24. 9. 1867 ist. Wie könnte es auch anders sein? „Die Fürsten Deutschlands haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen, und infolgedessen auch in erhöhtem Maße das Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde und im Lazarett dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich zu sagen: Diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können.“

Aber nicht nur die politische Lage Deutschlands und nicht nur die Gewissenhaftigkeit seiner Fürsten verbürgte die Friedfertigkeit unserer Politik, nein auch das deutsche Volk

selbst, denn „der Deutsche“, das spricht Bismarck aus unserer Seele heraus und es ist vielleicht eine Schwäche des deutschen Volkes, an die er damit rührt, — „der Deutsche ist dem Nationalhafs an sich unzugänglicher als irgend eine andere Nation“. Würde er heute, da der Hafs gegen England soviel betont wird, anders urteilen? Schwerlich, denn was der Deutsche Hafs nennt, das muß er erst künstlich in sich nähren und es ist nicht nachhaltig und nicht feindselig genug, um diesen Namen zu verdienen, eine Zorneswallung, die nach der Entladung erlischt.

6. 2. 1888

Und wie sah Fürst Bismarck die Stellung der übrigen Großmächte zum Frieden an? Dafs ein neuer Krieg mit Frankreich in absehbarer Zeit unvermeidlich sei, wußte er wohl. „Wir werden Frankreich nicht angreifen,“ hat er immer wieder gesagt, „unter keinen Umständen. — Was man dort spricht von der Befürchtung, von Deutschland angegriffen zu werden, ist unwahr und wer diese Befürchtung in Frankreich ausspricht, weiß, dafs er die Unwahrheit sagt“. Seit dem dreißigjährigen Kriege hat „kaum eine Generation in Deutschland gelebt, die nicht genötigt gewesen ist, den Degen gegen Frankreich zu ziehen. — Das Duell zwischen Frankreich und uns kann eintreten, sobald Frankreich stärker ist als wir, einmal durch Bündnisse oder auch durch die Überlegenheit seiner Bewaffnung. — Sobald die Franzosen glauben, dafs entweder ihre Armee zahlreicher ist, dafs die Masse ihrer ausgebildeten Soldaten zahlreicher ist, als die der unsrigen, dafs ihre Artillerie zahlreicher ist, oder vielleicht, dafs ihr Gewehr besser ist — wie es 1870 besser war —, oder dafs ihr Pulver besser ist, weil sie das richtige Pulver zu einem kleinkalibrigen, schnell schießenden Gewehr früher haben als wir, — sobald sie glauben zu siegen, fangen sie den Krieg an. Das ist meine unumstößliche Überzeugung.“

11. 1. 1887

10. 1. 1885

Nun, jetzt war es soweit, das glorreiche Bündnis des Dreiverbandes war abgeschlossen, in der neuen Waffe des Luftkrieges glaubte man uns weit überlegen zu sein, die dreijährige Dienstzeit hatte die unter den Waffen stehende Streitmacht um die Hälfte erhöht, und wer von Euch einige Jahre in der Geschichte zurückdenken kann, die er mit Bewußtsein erlebt hat, der wird sich erinnern, welches Triumphgeschrei die französischen Zeitungen erhoben, als man aus dem Unterliegen des türkischen Heeres im Balkankriege schließen zu dürfen meinte, dafs die aus französischen Fabriken stammenden Geschütze der Balkanvölker den Kruppschen Kanonen der Türken überlegen seien. Dafs freilich Krupp unterdessen unter der Decke eines Stillschweigens, wie es nur von einer gewissenhaften Beamtschaft bewahrt werden

kann, aber nie von einem Volke, dem das Prahlen Lebensbedürfnis ist, — daß Krupp inzwischen die 42 cm-Kanone fertiggestellt hatte, und daß unsere Fliegertruppe der französischen mindestens ebenbürtig war, wußte man freilich nicht, aber man glaubte eben, die Stunde sei gekommen, und darum, genau wie Bismarck es gesagt hat, darum haben wir jetzt den Krieg mit Frankreich, nicht wegen Serbiens.

Und Rußland und England? Wo sind die Zeiten hin, da unser großer Kanzler im Reichstage unter dem Beifall aller Parteien ausführen konnte, daß beide Reiche keine feindlichen Absichten gegen uns hegten, — da er von „der Tradition hundertjähriger guter Beziehungen“ sprechen konnte, die wir mit England nicht minder als mit Rußland hatten! — Als man von ihm verlangte — es war 1876 —, daß er durch Gegenmaßregeln einen Druck auf die unbequeme russische Zollpolitik ausüben sollte, da konnte er noch ausrufen: „Es wird Ihnen nie gelingen, unser gutes und solides Verhältnis mit Rußland irgendwie zu alterieren und in die erprobte hundertjährige Freundschaft einen Riß zu machen. — Dazu gehören stärkere Leute als Sie. Dazu gehört die Kaiserlich russische Regierung selbst; die allein wäre imstande, und die hat ebensowenig die Absicht.“ Ja noch 1888, als Rußland anfang Truppen an seinen Grenzen gegen Deutschland und Österreich anzuhäufen, auch da liefs er sich in seinem Vertrauen nicht irre machen: „Rußland kann keine Absicht haben, preußische Landesteile zu erobern; ich glaube auch nicht, österreichische.“

Das gleiche Vertrauen hegte er zu England. Als von den eifersüchtigen Regungen in England gesprochen wurde, die zu Feindseligkeiten führen könnten, erwiderte er: „Diese Möglichkeit bestreite ich absolut, die liegt nicht vor, und alle diejenigen Fragen, die jetzt zwischen uns und England Streitig sind, sind nicht von der Wichtigkeit, um einen Friedensbruch zwischen England und uns weder drüben noch auf dieser Seite der Nordsee zu rechtfertigen, und ich wußte nicht, was sonst zwischen uns und England für Streitigkeiten entstehen könnten. Sie sind nie gewesen und“ — so fährt er ungefähr fort — „sie werden nicht sein, es müßte denn irgendein unberechenbares Ministerium in England, das weder da ist noch nach der politischen erblichen Weisheit der englischen Nation wahrscheinlich ist, in der ruchlosesten Weise uns angreifen und beschiefen — ja, mein Gott, dann werden wir uns wehren —, aber abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit — — — werden unsere Meinungsverschiedenheiten gegenüber England in menschlich absehbarer Zeit niemals die Tragweite haben, daß sie nicht durch eine geschickte, vorsichtige Di-

plomatie, wie sie von unserer Seite sicherlich getrieben wird, erledigt werden könnten.“

Vor 30 Jahren sind diese Worte gesprochen, und jetzt ist der ruchlose Angriff dennoch erfolgt, aber 30 Jahre — 20 Jahre über den Tod des Sprechers hinaus — das ist gewiß keine „menschlich absehbare Zeit“ mehr, und wie berechtigt Bismarcks Vertrauen auf die erbliche politische Weisheit des englischen Volkes damals noch war, zeigt der Wiederhall, den diese Ausführungen bei dem „traditionellen Bundesgenossen“ jenseits der Nordsee fanden. Bismarck konnte in einer der nächsten Sitzungen des Reichstags eine Rede des englischen Ministers Gladstone zitieren, in der es hieß: Werde Deutschland eine kolonisierende Macht, so wünsche er ihm Gottes Segen für seine Bestrebungen zu. Deutschland werde Englands Bundesfreund und Genosse sein zum Segen der Menschheit. „Ich“ — so lauten die eigenen Worte Gladstones weiter — „begrüße Deutschlands Eintritt in diese Tätigkeit und werde es erfreulicher finden, daß es unser Genosse in der Verbreitung des Lichts und der Zivilisation in weniger zivilisierten Gegenden wird. Es wird bei diesem Werk unsere herzlichsten und besten Wünsche und jede Ermutigung finden, die in unserer Macht steht.“

14. 3. 1855

Welch ein Gegensatz zwischen diesen Worten des „großen alten Mannes“, wie England seinen Gladstone so gern nannte, und den albernen, heuchlerischen Reden der Greys, Churchills und Asquiths heutzutage, die sich und der Welt einreden möchten, daß sie für die Sache der Zivilisation und Kultur kämpfen müßten, um im Verein mit Japan, Serbien und Rußland durch die Heldentaten von Gurkhas, Senegalnegern und Kosaken die Menschheit von teutonischer Barbarei und deutschem Militarismus zu befreien!

Als seien sie diesen Nachfolgern Gladstones ins Gesicht gesagt, so klingen die Worte Bismarcks, mit denen er 1850 vor leichtsinnigem Heraufbeschwören des Krieges warnte: „Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in den Kabinetten, sei es in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von der Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist! Ich bin der Überzeugung, Sie sehen die Fragen nach einem Jahre anders an, wie Sie sie rückwärts durch eine lange Perspektive von Schlachtfeldern und Brandstätten,

3. 12. 1850

Elend und Jammer von 100000 Leichen und 100 Millionen Schulden erblicken werden.“ — Man rechnete damals noch mit Hunderttausenden von Soldaten und mit Millionen statt Milliarden an Geld. — „Es möge jeder,“ so heisst es bald darauf — „es möge jeder, der diesen Krieg hindern konnte und es nicht tat, bedenken, dafs das Blut, welches in solchem Kriege vergossen wird, in seinem Schuldbuche steht; möge ihn der Fluch jedes ehrlichen Soldaten treffen, der für eine Sache stirbt, die er im Herzen verdammt und verachtet, und möge dieser Fluch schwer auf seiner Seele lasten am Tage des Gerichts!“

Nun, es ist ja kein Zweifel, dafs unsere Feinde den Grund und Zweck des Krieges mit anderen Augen ansehen; es sind gewifs unter den verantwortlichen Männern nicht wenige, die nach bester Überzeugung handeln und den Krieg wirklich für notwendig, unser friedliches Volk wirklich für kulturfeindlich halten. Nicht um uns gegen solche Auffassung zu verteidigen, auch nicht um die Feinde gegen uns selbst in Schutz zu nehmen — beides ist nur allzusehr deutsche Art, die andere Völker nie verstehen werden und immer nur zu unserem Nachteil deuten —, nein in dem Bedürfnis gewissenhafter, strenger Selbstprüfung, die wiederum deutsche Art ist, wollen wir dem gegenüberstellen, was Bismarck über gerechte Kriegsgründe gesagt hat, und uns fragen, ob solche Gründe heute für uns vorlagen:

6. 2. 1888

„Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so mufs es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es mufs ein Volkskrieg sein; es mufs ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird, wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende freudige Zuruf am Kölner Bahnhofs, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So mufs es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll.“

Und weiter schildert er, was geschehen würde, wenn Deutschland je einen Angriffskrieg oder auch nur einen Krieg, um dem feindlichen Angriff rechtzeitig zuvorkommen, einen sogenannten Präventivkrieg — beides hat er allezeit als unmöglich mit Abscheu von sich gewiesen — führen wollte:

„Das heilige Rufsland wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis zu den Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen. Ein Krieg,

zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schliesslich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem Furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.“

Nun, wer auf den Ausbruch dieses Krieges, auf die acht Monate seiner bisherigen Dauer zurückblickt, der kann nicht in Zweifel sein, ob es ein echter, heiliger Volkskrieg ist, oder ein Kampf, den irgendeine Kriegspartei, von der die Feinde faseln, oder eine machtlüsterne Regierung entfacht hat, und wenn die letzte Voraussage sich nicht erfüllt hat, wenn wir doch angegriffen worden sind, so laßt uns mit Stolz erwägen, daß nicht ein Feind es gewagt hat, es mit unserem Volke aufzunehmen, sondern nur eine unerhörte Übermacht, die sich noch dazu genötigt sieht, überall in der Welt um Hilfe zu betteln.

Und um welchen Einsatz geht es in diesem wahren Volkskriege? Auch das hat niemand so klar und treffend vorhergesagt wie Bismarck:

„Nur für den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, nicht bloß das einstimmige Votum des Bundesrates, sondern auch die volle Überzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt, — nur einen solchen Krieg bin ich bereit dem Kaiser anzuraten.“

19. 2. 1878

Ein so klares Interesse für Deutschland, von dem Sein oder Nichtsein des Reiches abhängt, ist das Fortbestehen Österreichs-Ungarns, und zwar sein Bestehen als Großmacht. Das hatte auch Bismarck erkannt und darum das Bündnis begründet, das sich nun im Weltbrande bewährt. Dies Interesse war durch Rußlands Feindseligkeiten gegen Österreich bedroht, und das war nicht nur dem Bundesrat, d. h. den Regierungen der verbündeten deutschen Länder, sondern jedem schlichten Mann, dem ganzen deutschen Volke so klar, daß es für niemand auch nur das geringste Schwanken gab. Unsere Unabhängigkeit aber nach außen und die Einigkeit unter uns — wir brauchen ja nur die Friedensbedingungen anzusehen, die man uns voreilig triumphierend angedroht hat

24. 2. 1881 und anzudrohen fortfährt, um zu erkennen, ob sie uns die Freiheit lassen würden, um nach Bismarcks Ausdruck „als große Nation in der Welt frei zu atmen“.

Dafs zu Bismarcks Zeit solche Drohungen nicht laut wurden, dafs er sie in seinem Vertrauen auf Rußland und England in menschlich absehbarer Zeit nicht befürchtete, haben wir gesehen, aber vertrauensselig war er darum nicht, sondern er hat mit fast prophetischen Worten von der Möglichkeit eines Kampfes gegen eine übermächtige Koalition europäischer Mächte gesprochen und es als seine Lebensaufgabe angesehen, sein und unser Vaterland auch für einen solchen Riesenkampf stark zu machen. Schon von dem Norddeutschen Bunde sagte er, dafs diese Einigung Deutschlands
11. 3. 1887 „nicht überall in Europa mit Wohlwollen gesehen“ werde, und wie berechtigt hat sich doch gerade jetzt wieder der Hohn erwiesen, mit dem er die leere Phrase des als Zentrumsmann verkappten welfischen Demokraten Windthorst abfertigte, die Phrase, der gesunde Instinkt der Völker habe Europa vor einem Kriege bewahrt. „Ja der gesunde Instinkt der Völker, wenn der nicht alle Dummheiten der Diplomatie wieder gut machte, wie weit wären wir schon gekommen! Der Instinkt der Nation hat uns ja so herrlich weit gebracht, wie wir sind.“

Wie eindringlich hat er als getreuer Eckhart immer wieder die Gefahren der Lage Deutschlands geschildert, „die Tatsache“, wie er sich ausdrückt, „dafs die Millionen Bajonette der Großmächte ihre polare Richtung doch im ganzen nach dem Zentrum Europas haben, dafs wir im Zentrum Europas stehen und schon infolge unserer geographischen Lage, außerdem infolge der ganzen europäischen Geschichte den Koalitionen anderer Mächte vorzugsweise ausgesetzt sind.“

6. 2. 1888 „Wir haben mindestens drei Angriffsfronten,“ sagt er ein andermal. „Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. — Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten. Er hat uns die krieglerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland krieglerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren. So bekommen wir gewissermaßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden. Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden, indem sie uns ihre Stacheln in unseren beiden Flanken fühlen lassen; sie zwingen

uns auch zu einem Zusammenhalten, das unserer innersten Natur widerstrebt; sonst streben wir lieber auseinander.“

Dies Auseinanderstreben war es, was Bismarck die größte Sorge machte. Früher in der deutschen Geschichte äufserte es sich zwischen den deutschen Stämmen und Staaten, im neugegründeten Reich nicht minder bedrohlich zwischen den Parteien. Er wußte wohl, daß das Volk nicht so denkt, wie die Parteien abstimmen, aber er sah die Gefahr, daß das Ausland dies nicht wußte, und auf innere Uneinigkeit rechnen zu dürfen meinte, wie sich das auch heute wiederum gezeigt hat. „Das Ausland rechnet damit: die Sache geht auseinander, sie hält sich nicht, sie ist schwach. Es wird auch auf uns die Redewendung von den tönernen Füßen angewendet, und unter den tönernen Füßen wird man die Reichstagsmajorität verstehen. Man wird sich aber irren, denn dahinter stehen noch eiserne.“ Gott sei Dank, man hat sich geirrt, sie sind da, die eisernen Füße, aber die Sorge war berechtigt und sie wird es bleiben, darum tut es Not, daß wir die Mahnung des großen Kanzlers zur Einigkeit und zum Abtun des sinnlosen Parteigezänks allezeit beherzigen:

28. 1. 1886

„Es ist ja möglich, daß die Vorsehung nach der Art, wie wir die außerordentliche Gunst, die uns in den letzten 20 Jahren zuteil geworden ist, aufgenommen haben, ihrerseits findet, daß es nützlich sei, den deutschen Patriotismus noch einem Feuer europäischer Koalitionen größerer benachbarter antideutscher Nationen, noch einem härtenden und läuternden Feuer auszusetzen, mit anderen Worten, daß wir von der Vorsehung nochmals in die Lage gebracht werden, ebenso wie Friedrich der Große nach dem ersten und zweiten schlesischen Kriege, uns noch gegen Staatenkoalitionen zu verteidigen, die in unserer inneren Zwietracht auch noch immer eine gewisse Aufmunterung finden.“

Das gleiche Bild vom Härten und Zusammenschweißen durch das Feuer des Krieges hatte schon 30 Jahre früher der heute schon genannte Dichter Emanuel Geibel gebraucht und dieselbe Mahnung zur Einigkeit daran geknüpft in einem machtvollen Sonett. Es steht in so vollkommenem Einklange mit dieser Rede Bismarcks, daß man fragen möchte, ob dieser es gekannt hat. Daß der Dichter zu den glühendsten Verehrern des großen Staatsmannes gehörte, ist bekannt, aber nicht ob dieser, der für Lyrik wohl nicht viel Zeit übrig hatte, von Geibels Dichtungen je eingehendere Kenntnis genommen hat. Wie dem auch sein mag, das Gedicht spricht so vollkommen den Gedanken Bismarcks aus, daß es von einem von Euch gesprochen den Abschluß unserer heutigen

Feier bilden mag, damit ihr es mit hinausnehmt als ein Mahnwort für alle Zeiten.

- Einigkeit und eine starke Waffenrüstung, das war es, was Fürst Bismarck für sein Volk erstrebte. „Ohne die Armee kein Deutschland: weder wäre es geworden, noch ist es zu halten.“ Erfüllten sich aber beide Voraussetzungen, wofür er unablässig zu sorgen bemüht war, dann sah er auch den drohendsten Koalitionen getrostes Mutes entgegen. „Wir müssen so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition — mit dem Selbstvertrauen und mit dem Gottvertrauen, welches die eigene Macht verleiht und die Gerechtigkeit der Sache, die immer auf deutscher Seite bleiben wird nach der Sorge der Regierung, — daß wir damit jeder Eventualität entgegensehen können, und mit Ruhe entgegensehen können.“ — „Und“, sagte er ein andermal, „wenn wir einer großen Koalition augenblicklich unterliegen sollten, würde eine Nation, wie die deutsche, niemals zugrunde gehen, und wenn sie zugrunde geht, ist es doch immer besser, mit Ehren unterzugehen, als mit Schande zu leben.“ Wie er keine Furcht kannte, so wußte er es auch von seinem Volke, und fand für diese Überzeugung die rechte volkstümliche Form, als er die weltgeschichtlich bedeutsamen Worte prägte: „Der Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo“ und: „Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“

Das sind schöne Worte und große Worte, aber, kann eingewendet werden, es sind Worte, und Worte stellen bekanntlich zur rechten Zeit sich ein, auch wo nichts dahinter steckt. Die bloße Versicherung, keine Furcht zu kennen, ist noch kein Beweis von Furchtlosigkeit, und auch die tapferste Furchtlosigkeit ist umsonst, wo die Kraft fehlt, die Gefahr zu überwinden.

Das ist wahr, aber hatte das Preußen Friedrichs des Großen, das Preußen der Freiheitskriege vor 100 Jahren es noch nötig, seine Furchtlosigkeit zu beweisen, das deutsche Volk, das einen Luther hervorgebracht hat, den alten Fritz, den alten Blücher? Ihnen reihte Bismarck an Furchtlosigkeit, den beiden ersten an Größe ebenbürtig sich an.

- Gerade die Ehren, die man ihm im Alter in so reicher Fülle darbrachte, veranlaßten ihn oft genug, darauf hinzuweisen, welches sein Schicksal gewesen wäre, wenn er keinen Erfolg gehabt hätte, wenn sein Werk, das er „gegen eine

Welt von Zorn und Haß“ als der „bestgehaßte Mann“ seiner Zeit unternahm, gescheitert wäre. Sein edler König, der große Kaiser Wilhelm I. sah trübe in die Zukunft, als er den Thron bestieg, und war auf die Schrecknisse einer Revolution gefaßt. 16. 1. 1874

„Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird,“ sagte er 1862 zu seinem Minister. *) „Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir.“ Bismarck antwortete französisch mit der Frage: „Et après, Sire?“ d. h. „Und dann, Majestät?“ und als der König fortfuhr „Ja, après, dann sind wir tot,“ bestätigte er: „Ja, dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte.“ In diesem Licht hatte König Wilhelm die Zukunft noch nicht gesehen, und jetzt fühlte er als preussischer Offizier, dem es selbstverständlich ist, dem sicheren Tode im Dienst selbstlos und furchtlos entgegen zu gehen. Das kleine Gespräch, das wir aus Bismarcks eigenem Berichte kennen, beweist, daß der Minister „die absolute natürliche Furchtlosigkeit, die herzerhebende und begeisternde Haltung in jeder Gefahr“, die er an seinem königlichen Herrn pries, selbst in nicht geringerem Maße besaß.

Und worauf vertraute Bismarck für sein Volk? Es war, nur später im deutschen Reich auf das ganze deutsche Volk ausgedehnt, das, was er im Jahre 1849 das spezifische Preussentum nannte. „Was hat uns gehalten in den Stürmen des Jahres 1848, was hat das, was in Deutschland zu halten war, gehalten? Es war gerade das spezifische Preussentum, der Rest des verkettzten Stockpreussentums, der die Revolution überdauert hatte, die preussische Armee, der preussische Schatz, die Früchte langjähriger, intelligenter preussischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preussischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die alten preussischen Tugenden an Ehre, Treue und Gehorsam und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizierkorps, ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen.“ 6. 9. 1849

*) Gedanken und Erinnerungen I S. 284.

Das wäre also das, was man im Lager unserer Feinde den preußischen Militarismus nennt, den man erwürgen zu müssen meint, weil man ihn nicht kennt und die edlen Früchte, die er trägt, dem deutschen Volke nicht gönnt.

6. 2. 1888

„Die Tapferkeit ist ja bei allen zivilisierten Nationen gleich,“ sagte Fürst Bismarck fast 40 Jahre später mit der deutschen unparteiischen Wahrheitsliebe, die ein französischer oder englischer Staatsmann gewiß nicht aufbringen würde, — „der Russe, der Franzose, sie schlagen sich so tapfer wie der Deutsche, aber unsere Leute sind ausgediente Soldaten, die noch nichts verlernt haben. Und was uns kein Volk in der Welt nachmachen kann: wir haben das Material an Offizieren und Unteroffizieren, um diese ungeheure Armee zu kommandieren. Das ist, was man nicht nachmachen kann. Dazu gehört das ganz eigentümliche Maß der Verbreitung der Volksbildung in Deutschland, wie es in keinem anderen Lande wieder vorkommt. Das Maß von Bildung, welches einen Offizier befähigt, nicht nur die sehr strengen Anforderungen an seinen Stand, an Entbehrungen, an Pflege der Kameradschaft unter sich, sondern auch die außerordentlich schwierigen sozialen Aufgaben zu erfüllen, deren Erfüllung notwendig ist, um die Kameradschaft, die bei uns, Gott sei Dank, im höchsten Grade in rührenden Fällen existiert zwischen Offizieren und Mannschaften, um die ohne Schaden der Autorität herzustellen, — das können uns die andern nicht nachmachen, das Verhältnis, wie es in deutschen Truppen zwischen Offizieren und Mannschaften namentlich im Kriege besteht — im ganzen kann man sagen: kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Feuer im Stich und holt ihn mit eigener Lebensgefahr heraus, und umgekehrt: kein deutscher Soldat läßt seinen Offizier im Stich — das haben wir erfahren.

Wenn andere Armeen gleiche Truppenmassen mit Offizieren und Unteroffizieren besetzen sollen, so werden sie genötigt sein, Offiziere zu ernennen, denen es nicht gelingen wird, eine Kompagnie durch ein enges Tor herauszuführen, und noch viel weniger, die schweren Obliegenheiten zu erfüllen, die ein Offizier seinen Mannschaften gegenüber hat, um sich deren Achtung und deren Liebe zu bewahren; das Maß von Bildung, welches dazu erforderlich ist, und das Maß von Leistung, welches überhaupt bei uns an Kameradschaft und Ehrgefühl aus dem Offizier herausgedrückt wird, das kann kein Reglement und keine Anordnung der Welt im Auslande aus dem Offizierstande herausdrücken. Darin sind wir jedermann überlegen, und deshalb können sie es uns nicht nachmachen. Ich bin also darüber aufser Sorge.“

So war es und daß es — Gott sei Dank! — so ge-

blieben ist, das hat uns auch der heutige Krieg wieder gelehrt, unser Gebet zu Gott muß sein, daß es auch in alle Zukunft so bleibe.

In England rühmt man mit besonderem Stolz den Flottenbefehl des Admirals Nelson, den er vor der Seeschlacht bei Trafalgar seinen Schiffen durch Signale bekanntgeben ließ. Er ist als Inschrift in Erz und Marmor verewigt und jeder englische Knabe trägt ihn im Herzen: „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht tut.“ „Seine Pflicht“ — wir wollen den „erhabenen und großen Namen“ Pflicht, den unser Kant über alles pries, gewiß nicht herabsetzen, aber wir haben dem Wort des Engländers ein Wort Bismarcks entgegenzusetzen, „die eigentümliche, in Preußen nicht nur militärische, sondern allen Kreisen eigene Tradition von der verdammten Pflicht und Schuldigkeit“, — das ist ein wunderlicher Ausdruck, — der alte Fritz soll ihn zuerst gebraucht haben —, ein Ausdruck, den keine andere Sprache kennt, dessen Bedeutung aber jeder von uns fühlt, daß es das selbstverständliche Mindestmaß bezeichnet, das jeder leisten muß ohne ein Anrecht auf Anerkennung. „Die ganze Existenz unserer unter außerordentlichen Verhältnissen stehenden Armee,“ sagt Bismarck weiter, „beruht meiner Überzeugung nach darauf, daß das Korps der Offiziere und Unteroffiziere nicht nur seine Pflicht tut, sondern mehr als seine Pflicht.“

12. 6. 1882

18. 2. 1850

So unser Bismarck. Da ich Kant genannt habe, erfordert es die Gerechtigkeit festzustellen, daß der kategorische Imperativ Kants, den er mit dem erhabenen, großen Namen Pflicht anredet, auch weit mehr ist als die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, denn er entspringt nicht einem äußeren Gebot, sondern seine Quelle ist die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der Natur, also gerade das, was der Mensch von sich selbst fordert, nicht was von ihm gefordert wird. Es besteht also kein Widerspruch zwischen beiden großen deutschen Männern.

Gleiches Vertrauen wie dem Heere schenkte Bismarck auch unserer Flotte und dem herrlichen Geiste, der ihre Mannschaften beseelt. Sie stand noch in ihren Anfängen, und als es galt, sie zu vergrößern, wofür nicht alle Parteien im Reichstage gestimmt waren, da sprach Bismarck: „Sollte Deutschland wirklich auferstande sein, eine Seemacht zu halten, die allen übrigen Mächten außer England und Frankreich gegenüber die See halten kann, letzterem gegenüber sie auch halten wird nach dem Geiste, den ich in unseren Seeleuten kenne, entweder über der See oder unter der See!“ Daß wir Frankreich in so kurzer Zeit zur See weit überholt haben würden, konnte Bismarck vor dreißig Jahren nicht

10. 1. 1885

ahnen, und ebensowenig, welchen wunderbaren Sinn seine Worte in derselben Frist wie ein Orakel erhalten würden. Wenn er sagte „unter der See“, so dachte er an den ruhm- und ehrenvollen Untergang mit wehender Kriegsflagge und einem Hurra der todesmutigen Mannschaften auf den obersten Kriegsherrn, einen Untergang, wie ihn unsere herrlichen Auslandskreuzer nun fast alle gefunden haben, aber daß unsere wackeren Unterseeboote die See wirklich halten würden über der See und unter der See auch gegen das meerbeherrschende England, das konnte zu jener Zeit auch die kühnste Phantasie nicht träumen.

Wie von den Unterseebooten so konnte Fürst Bismarck auch von den Leistungen unserer kühnen Flieger, von Flugzeugen und Luftschiffen nichts ahnen, aber wie er sonst vorahnend für die Bedürfnisse unseres Weltkrieges gearbeitet hat, das vermag erst unsere Zeit annähernd zu ermessen; die Parteihäupter jener Jahrzehnte haben es ihm im Reichstage schwer genug gemacht, in aufreibendem Kampfe hat er ihnen abringen müssen, was wir in diesem Kriege schmerzlich vermessen würden, wenn er es nicht durch die Macht seiner Persönlichkeit erzwungen hätte. Das gilt nicht nur von Heer und Flotte, die zu stärken und auszubauen er nicht müde wurde von den Konfliktstagen an, als er die Armee-Reorganisation, wie man damals sagte, die Neubildung des preussischen Heeres, wider den Willen fast der gesamten Volksvertretung durchführte, es gilt gleichermaßen auch von seiner Wirtschaftspolitik.

Es wird heute wohl nicht mehr bestritten, daß der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, der dem neidischen England so bedrohlich erschienen ist, daß es zu dem rohen Mittel des Krieges griff, um ihn zu unterdrücken, daß dieser wirtschaftliche Aufschwung, der uns noch heute inmitten des Krieges zu dem unerhörten Erfolge unserer Kriegsanleihen verholfen hat, nur ermöglicht worden ist durch die Schutzzollpolitik, die Bismarck trotz des Widerspruchs der Anhänger des damals für allein unfehlbar geltenden Freihandels durchgeführt hat.

Wie hat er ferner kämpfen müssen für die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die man fast allseitig so hartnäckig bekämpfte, einmal wegen des Aberglaubens vom freien Spiel der Kräfte und sodann, weil man die Zahl der Staatsbeamten nicht vermehren wollte, deren Stimmen für die regierungsfeindlichen Parteien nicht zu haben waren. Wie hat er darum kämpfen müssen! — und wenn heute die deutschen Eisenbahneinrichtungen anerkanntermaßen die besten der Welt sind, wem danken wir's, wenn nicht ihm! Wie Na-

poleon I. seine Schlachten durch die Marschleistungen seiner Soldaten gewann, so gewinnt sie Hindenburg — wir haben es mit freudigem Jubel gesehen — mit Hilfe der Eisenbahnen. Wäre das möglich und auch selbst durch staatliche Aufsicht zu erreichen gewesen, wenn die Bahnen unter der Verwaltung von Aktiengesellschaften gestanden hätten und stünden?

Am giftigsten aber war die Anfeindung, die sich wider den Fürsten erhob, als er es für nötig hielt, zur Hebung des Getreidebaus in Deutschland auf die Getreideeinfuhr Zölle zu legen. Wie wurde damals auf den Eigennutz der Agrarier und Interessenpolitik gescholten, wie entrüstete man sich darüber, daß angeblich das Brot der Arbeiter zugunsten des Großgrundbesitzers verteuert werde, und wie dankbar müssen wir doch heute dafür sein, daß diese Zölle den Rückgang des Getreidebaus aufgehalten haben, und daß dank ihnen weite Flächen unseres Vaterlandes noch Weizen und Roggen tragen, die sonst nur als Viehweiden Ertrag bringen würden. Als 1884 bei Kriegsgerüchten die Getreidepreise in London gewaltig in die Höhe gingen, weil man sich fragte: wie wird England sich im Falle eines Krieges verproviantieren? —, da sprach Fürst Bismarck den Wunsch aus, der damals kaum beachtet wurde, den wir erst heute zu verstehen gelernt haben: „Gebe Gott, daß diese Frage niemals für Deutschland vorgelegt werden wird, sondern daß Deutschland immer in der Lage bleibe, das Korn, welches die deutsche Nation ißt, auch selbst bei sich zu Hause zu bauen!“ — und noch mehr an unsere heutigen Sorgen gemahnt eine andere Rede, in der es heißt: „Wenn wir wirklich dahin kämen, daß wir das Getreide, was wir notwendig verzehren müssen, nicht mehr selbst bauen können: in welcher Lage sind wir dann, wenn wir in Kriegszeiten keine russische Getreideeinfuhr haben und vielleicht gleichzeitig von der Seeseite blockiert sind, also überhaupt kein Getreide haben!“

8. 1. 1885

14. 6. 1882

Haben wir gegründete Aussicht, den Aushungerungsplan Englands zu vereiteln und mit unseren Getreidevorräten durchzuhalten, nun, so danken wir es dem Schutz, den Bismarcks Politik dem deutschen Getreidebau gewährte. Hätte er es bei dem vielgepriesenen „freien Spiel der Kräfte“ dahin kommen lassen, daß der Getreidebau keinen Gewinn mehr brachte, dann hätten sich Englands tückische Wünsche längst erfüllt, und wir müßten seine Gnade anflehen.

Ein Einwand ist allerdings nicht unberechtigt: Hätte Deutschland nicht die Weltpolitik aufgenommen unter Bismarcks Führung, hätte es keine Flotte gebaut, keine Dampferlinien im Wettstreit mit England eröffnet, keine Kolonien begründet, keine Industrie entwickelt, nun, dann allerdings

hätte es Englands Neid nie erregt, dann würde England dem jetzigen Kriege wohl untätig zusehen, und wie in den Jahren 70/71, oder wie es jetzt Amerika tut, unseren Feinden für schönes Geld Waffen und Munition liefern, würde uns gern gestatten, ihm die Kastanien aus dem russischen Feuer zu holen. In diesem Sinne hätten die damaligen Gegner Bismarcks ein Recht, sich der Bekämpfung seiner Politik zu rühmen. Aber gibt es in Deutschland einen Menschen, der einen so erbärmlichen Standpunkt heute noch verträte? Damals gab es ganze Parteien, die auf ihm zu stehen sich nicht schämten und gegen jeden Schritt auf diesem Wege die kleinmütigsten Bedenken erhoben, so daß

10. 1. 1885 Bismarck ihnen schließlicb ärgerlich zurief: „Haben wir wirklich so wenig Vertrauen, — ja, meine Herren, dann verzichten wir doch auf die ganze Aktion, dann kriechen wir doch auf unseren Thüringer Bergen zusammen und sehen das Meer mit dem Rücken an! Das ist das beste, was wir dann tun können!“

So haben wir gesehen, meine lieben Schüler, was Bismarck uns für die Gegenwart, für den Krieg, der uns umwettert, zu sagen hat, aber der Krieg wird mit Gottes Hilfe ja auch ein Ende nehmen, hoffentlich in nicht zu langer Zeit, und kommt es zum Friedensschluß, dann tut es erst recht not, daß wir seiner uns erinnern und bei ihm uns Rats erholen.

Werden doch jetzt schon Stimmen laut, die da mahnen, „das Volk“ müsse dann um seinen Willen befragt werden, es habe die Lasten des Krieges getragen und willig Opfer gebracht an Gut und Blut, und darum habe es auch ein Recht darauf, bei Festsetzung der Friedensbedingungen seinen Willen geltend zu machen. Wer solche Reden führt oder ihnen auch nur einen Augenblick Gehör gibt, für den hat Bismarck umsonst gelebt. Es ist das dieselbe schmachvolle Auffassung der Volkserhebung zum Schutze des Vaterlandes,

17. 5. 1847 die Bismarck schon in seiner ersten Rede in dem vereinigten Landtage voller Entrüstung brandmarkte, die Auffassung, als ob das Volk noch andere Beweggründe zum Kampfe für das Vaterland gehabt habe, als eben den Willen, seinen Boden und die heimische Kultur gegen feindlichen Angriff zu schützen, als ob es gewissermaßen seiner Regierung eine Gegenrechnung dafür aufmachen dürfte. Es ist dieselbe von ihm so oft bekämpfte Anschauung, als ob Volk und Regierung zwei feindliche Mächte seien, die notwendigerweise bestrebt sein müßten, sich gegenseitig ihre Rechte streitig zu machen und die eigenen auf Kosten der fremden zu erweitern. Es ist derselbe Mißbrauch des Wortes „Volk“ und „Wille des Volks“, als ob die Regierung nicht zum Volke gehörte und als ob

nur die Parteiführer das Volk zu vertreten hätten, als ob ihre Wünsche und Forderungen der Wille des Volkes wären. Es würde zu weit führen, wenn ich auch hier Euch die eigenen Worte Bismarcks mitteilen wollte, mit denen er diese Verkehrtheiten Zeit seines Lebens — leider umsonst — bekämpft hat. Es genügt, wenn wir uns, wie er es einmal seinen Gegnern vorrechnet, historisch klar machen, wie die großen Ereignisse unserer nationalen Einigung verlaufen sein würden, wenn dieser sogenannte „Wille des Volkes“ in den schwebenden Fragen jedesmal die Entscheidung gegeben hätte.

Der wundervolle Organismus unseres Heeres wäre dann nie geschaffen worden, jede Verstärkung wäre unterblieben. Nach dem dänischen Kriege wäre aus Schleswig-Holstein ein deutscher Kleinstaat geschaffen worden. Der deutsche Bund wäre bestehen geblieben und Österreich mit seinen slavischen und magyarischen Kronländern hätte wie früher jede Entwicklung des deutschen Gedankens verhindert. Wäre es aber nach dem Kriege von 1866 nach diesem angeblichen Willen des Volkes gegangen, so wäre Österreich durch harte Friedensbedingungen erbittert und auf immer zum Feinde gemacht worden, und so könnte man die Reihe der Verkehrtheiten endlos fortsetzen, die jedesmal als Forderungen dieses Volkswillens feierlichst verkündet wurden, und deren Ablehnung als ungerechte Vergewaltigung der Volksfreiheit durch eine despotische Diktatur verschrien wurde. Und von diesem Volkswillen sollten die Ergebnisse des furchtbaren, opfervollen Ringens abhängig gemacht werden, das uns dieser Krieg auferlegt hat? Die verwickelten Fragen, wie sich die Beziehungen der Staaten, der verbündeten wie der verfeindeten, nach seiner Beendigung gestalten sollen, diese Fragen zu lösen, will man „das Volk“ berufen?

Wem graut nicht vor den Redeströmen, die damit entfesselt würden?

Dafs wir es doch lernten, von Bismarck lernten, die unselige Überschätzung der Beredtsamkeit und des Redens überhaupt, an der unsere Zeit krankt, abzutun! „Beredtsamkeit,“ sagte er, „findet sich sehr häufig in einem den Verstand überwiegend und gefährlich beherrschenden Mafse vor, hinreichend für die urteilslose Menge, aber ein Mann von kühler Besonnenheit und sicherer, genauer, berechnender Erwägung, dem man die Leitung großer, wichtiger Geschäfte gern anvertraut, der kann kaum je ein großer Redner sein. Ob man bei unserer heutigen Kulturentwicklung gegen dieses Übel der Beredtsamkeit Remedur finden kann, weiß ich nicht, aber es ist schon eine halbe Remedur, wenn man das Übel erkennt.“

Eine halbe Abhilfe gewiß, aber dann muß das Übel

29. 4. 1881

eben als solches erkannt sein und die Erkenntnis darf nicht wieder in Vergessenheit geraten, und wie leicht wird sie vergessen unter dem Schwall der Reden. Dafs es nicht geschehe, dazu helfe uns das Andenken Bismarcks! Auf die deutsche Jugend, hat er einmal gesagt, vertraue er, die stehe nicht in dem Banne des unseligen Parteigezänks, sie sei in einer großen Zeit aufgewachsen und werde darum den Sinn für das Große nicht über kleinlichem Treiben verlieren. Gebe Gott, dafs diese seine Hoffnung sich an Euch, die Ihr unter noch weit gewaltigeren Eindrücken heranwachset, erfülle!

„Etlche Leute,“ sagt Martin Luther in seiner Auslegung des 101. Psalmes, „haben einen sonderlichen Stern für Gott, welche er selbs lehret und erwecket, wie er sie haben will. Dieselben haben auch alsdann guten Wind auf Erden und, wie mans nennt, Glück und Sieg. Was sie anfahren, das gehet froh, und wenn alle Welt dawider streben sollt, so mufs es hinaus, ungehindert. Denn Gott, ders ihnen ins Herz gibt, ihren Sinn und Mut treibt, der gibts ihnen auch in die Hände, dafs es geschehen und ausgerichtet werden mufs.“ — — „Solche gesunden Helden aber,“ fährt er später fort, „sind selten und Gott gibt sie teuer; und mufs doch regieret sein, wo Menschen nicht sollen wilde Tiere sein. Darum bleibt's in der Welt gemeiniglich eitel Flickwerk und Bettelei, — — man mufs flicken — und sich behelfen aus den Buchstaben oder Büchern mit der Helden Recht, Sprüche und Exempel und müssen also (ihre) Schüler bleiben und machens doch nimmermehr so gut, sondern kriechen hinnach und halten uns dran als an den Bänken oder Stecken, folgen auch daneben dem Rat der Besten, so mit uns leben, bis die Zeit kompt, dafs Gott wieder einen gesunden Helden oder Wundermann gibt, unter des Hand alles besser gehet, oder ja so gut, als in keinem Buche stehet, der das Recht entweder ändert oder also meistert, dafs es im Lande alles grünert und blühet mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, dafs es ein gesund Regiment heißen mag, und dennoch daneben bei seinem Leben aufs höchste gefurcht, geehrt, geliebt und nach seinem Tode ewiglich gerühmet wird.“

Ein solcher gesunder Held und Wundermann, meine lieben Schüler, war der, dem unsere heutige Feier gilt, Otto von Bismarck. Wir Alten haben ihn und sein Wirken, wie Luther es schildert, erlebt und haben es nach seinem Tode empfunden, wie man sich behelfen mufsste aus den Büchern und Exempeln und Sprüchen der Helden und daneben dem Rat der Besten, die mit uns leben. Auch Ihr wachset heran unter diesem Behelfen und könnt nichts Besseres tun, als

solche Beispiele und Bücher und Sprüche der Helden studieren, darum vertieft Euch — wenn ich Euch dazu anregen könnte, das wäre die schönste Frucht der heutigen Feier! — in Bismarcks Hinterlassenschaft, in seine gewaltigen Reden, in die politische Weisheit seiner Gedanken und Erinnerungen, in seine herrlichen Briefe. Gebe Gott dann, daß auch Ihr dereinst es noch erlebet, daß Er aufs neue einen solchen gesunden Helden und Wundermann unserem deutschen Volke erwecke!

Heute aber gebe Er, der Allmächtige Gott, unserem Volke Kraft und Ausdauer, und seinen Führern Weisheit und Rat, daß es uns gelinge, das Erbe Bismarcks und seines Herrn, dessen treuer Diener er einzig heißen wollte, Kaiser Wilhelms I., gegen das Wüten und Toben der zahllosen Feinde siegreich zu behaupten! Er segne unsern geliebten Kaiser, König und Herrn, Er führe unsere tapferen Heere in den heißen Kämpfen zu Wasser und zu Lande, Er verleihe ihnen den Sieg und gebe unserem teuren Vaterlande den Frieden, den wiederzugewinnen allein wir das Schwert zu ziehen genötigt waren! Amen.

Am Schluß stehe auch hier das auf Seite 11 erwähnte Sonett Geibels:

„Es sprach der Herr zu uns in Krieges Lohen:
Seid einig! — und wir waren's eine Stunde,
Doch lachten wir des Worts aus seinem Munde,
Da am Gewölk der Glutschein kaum entflohen.

Nun läßt er wieder seine Stimme drohen,
Und mahnt uns festzusteh'n im guten Bunde.
O hört den Ruf, ihr Niedern in der Runde,
Und beugt euch ihm auf eurem Thron, ihr Hohen!

Denn also spricht Er: Habet ihr danieden
Vergessen schon der Trübsal eurer Herzen,
Die auf euch kam, da ihr euch jüngst geschieden?

Seid Eins! — sonst muß ich euch gleich spröden Erzen
Zerbrechen oder neu zusammenschmieden
Im Feuer meines Zorns und eurer Schmerzen.

Em. Geibel, Ges. Werke, Bd. I, S. 243.

Es wird beabsichtigt, in dem nächsten Jahresbericht ein ausführliches Verzeichnis der für König und Vaterland gefallenen früheren Schüler des Wilhelmsgymnasiums zu geben. Für Mitteilungen der Namen gefallener Helden und der näheren Umstände würden wir zu großem Dank verpflichtet sein.

Königsberg, April 1915.

E. Wagner.

solche Beispiele und Bücher und Spre-
ren, darum vertieft Euch — wenn i-
könnte, das wäre die schönste Frucht
in Bismarcks Hinterlassenschaft, in s-
in die politische Weisheit seiner Gedan-
in seine herrlichen Briefe. Gebe Go-
dereinst es noch erlebet, daß Er aufs-
sunden Helden und Wundermann un-
erwecke!

Heute aber gebe Er, der All-
Volke Kraft und Ausdauer, und seine
Rat, daß es uns gelinge, das Erbe
Herrn, dessen treuer Diener er einzig
Wilhelms I., gegen das Wüten und To-
siegreich zu behaupten! Er segne
König und Herrn, Er führe unsere
heißten Kämpfen zu Wasser und zu L-
den Sieg und gebe unserem teuren V-
den wiederzugewinnen allein wir das
nötigt waren! Amen.

Am Schluß stehe auch hier das
Sonett Geibels:

„Es sprach der Herr zu uns in Kri-
Seid einig! — und wir waren's ein-
Doch lachten wir des Worts aus se-
Da am Gewölk der Glutschein kau-

Nun läßt er wieder seine Stimme
Und mahnt uns festzusteh'n im gu-
O hört den Ruf, ihr Niedern in de-
Und beugt euch ihm auf eurem Th-

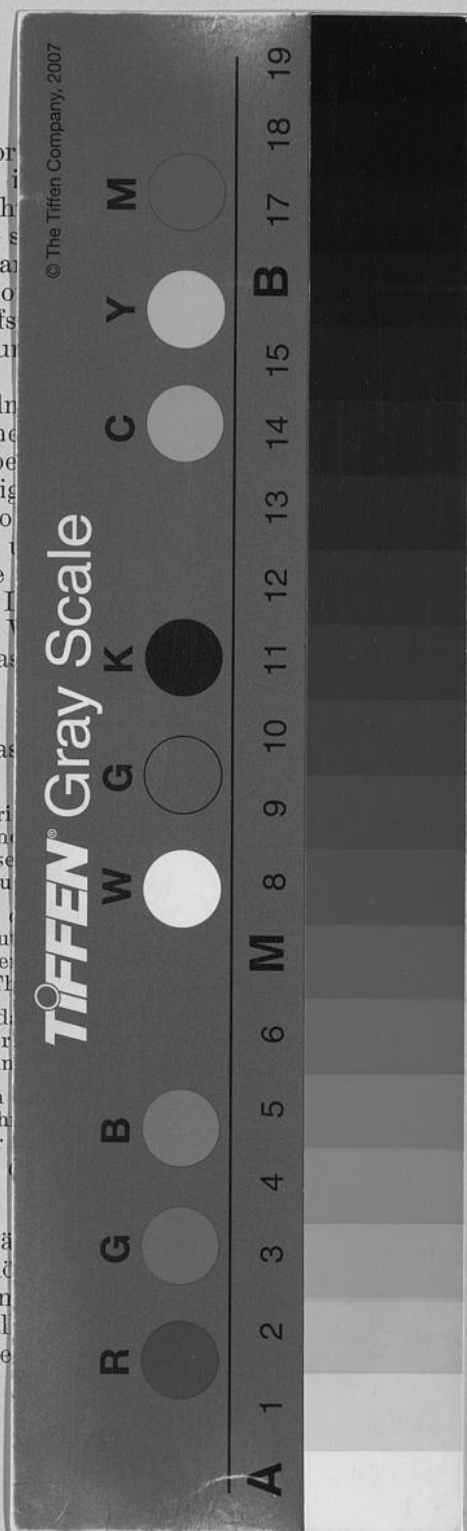
Denn also spricht Er: Habet ihr d-
Vergessen schon der Trübsal eurer
Die auf euch kam, da ihr euch jün-

Seid Eins! — sonst muß ich euch
Zerbrechen oder neu zusammensch-
Im Feuer meines Zorns und eurer

Em. Geibel,

Es wird beabsichtigt, in dem nä-
ausführliches Verzeichnis der für Kö-
fallenen früheren Schüler des Wilhelm
Für Mitteilungen der Namen gefal-
näheren Umstände würden wir zu große

Königsberg, April 1915.



... der ...
... der ...
... der ...
... der ...

... der ...
... der ...
... der ...
... der ...

... der ...
... der ...
... der ...
... der ...

... der ...
... der ...
... der ...
... der ...

... der ...
... der ...
... der ...
... der ...